



Jordans erster Fall

Professor Jordan und
das Geräusch von nassem
Herbstlaub im Sommer

Casaubon Verlag

Leseprobe



Casaubon Verlag

Selber denken

Leseprobe

Für meine Frau, der ich alles verdanke.

*Ein ganz besonderer Dank geht an Petra Eckweiler,
die dem griesgrämigen alten Jordan so viel Zeit
und Aufmerksamkeit gewidmet hat.*

Leseprobe

Leseprobe

1. Auflage 2021

ISBN: 978-3-9823460-7-6 (pdf)

© Casaubon Verlag, Darmstadt

Druck und Bindung: Ph. Reinheimer, Darmstadt

Printed in Germany

Matthias Besier

Professor Jordan und
das Geräusch von nassem
Herbstlaub im Sommer

Leseprobe

Casaubon Verlag

Inhalt

Prolog vor den Ereignissen S. 9

Teil I:

Pech in den Maschinen S. 15

Teil II:

Schnell verfallen die Sterblichen S. 33

Teil III:

Furcht ist etwas für Helden S. 91

Teil IV:

Nebel, der sich über die Welt legt S. 197

Teil V:

Wo man den Schmerz beweint S. 311

Epilog im Winter S. 381

*„Ea res libera dicitur quae ex sola suae naturae
necessitate existit et a se sola ad agendum
determinatur. Necessaria autem vel potius coacta quae
ab alio determinatur ad existendum et operandum
certa ac determinata ratione.“*

Leseprobe

* Frei wird das genannt, das einzig kraft der Notwendigkeit seiner Natur existiert und einzig durch sich bestimmt ist. Gezwungen aber dasjenige, das von einem anderen dazu bestimmt wird, auf gewisse und bestimmte Weise zu existieren und zu wirken. (B. Spinoza. Die Ethik, 7. Definition – in der Übersetzung des Autors)

Whiskey

Jordan las prinzipiell keine Bücher von Autoren, die so unver­schämt waren, noch unter den Lebenden zu weilen. Er moch­te Belletristik gut abgehangen und wusste seine Schriftsteller gerne lange tot. Und wie an fast jedem Sonntagmorgen hatte er es sich auch heute in seinem Hausmantel mit schwarzem, starkem Kaffee und zwei Scheiben sehr dunklen Toasts, bestrichen mit Orangenmarmelade, in der Bibliothek der Lichtberg-Villa gemütlich gemacht. Den Mantel hatte er, kurz nachdem er die Villa bezogen hatte, sorgfältig verpackt in einer Kiste auf dem Dachboden gefunden und ihn anschließend reinigen und aufarbeiten lassen. Er sah jetzt fast wie neu aus, obgleich er über 150 Jahre alt war und wahrscheinlich Johann Lichtberg höchstselbst gehört hatte. Das Muster beschrieb er als *alla turca* und in den beiden Außentaschen, die so riesig waren, dass sie leichthin für den Transport von Feuerholz taugen würden, fanden Zigaretten, Diktiergerät, Notizhefte und ein bis zwei gebundene Bücher problemlos Platz. Heute hatte ein Band der Tagebücher von Oscar A. H. Schmitz darin gesteckt. So hatte er bereits den ganzen Morgen in der Bibliothek herumgelümmelt und gelesen.

Die Bibliothek selbst war ein saalartiger Raum, dessen eine Langseite durch hohe und halbrunde Fenster den Blick zur Terrasse und weiter zum Park hin öffnete und deren andere Seiten – lediglich durch einen Kamin und eine Tür unterbrochen – vollständig von dunklen Bücherregalen umgeben waren, deren Bretter sich unter der gewaltigen Last bogen, die sie zu tragen hatten. Denn neben einer unvorstellbaren Anzahl von Büchern, standen, lagen oder lehnten dazwischen alle möglichen afrikanischen, asiatischen und amerikanischen Masken, Figurinen und Vasen, ägyptische Kanopenkrüge,

südamerikanische Talismane, europäische Volkskunst, elfenbeinerne Scrimshaw-Arbeiten, unzählige Steine, Quarze und Fossilien sowie viele andere skurrile, seltene und nicht zuletzt seltsame Dinge. Ziemlich genau in der Mitte der Bibliothek versammelten sich um einen langen Refektoriumstisch, den er aus einem Rheingauer Kloster hatte, zwei abgewetzte braune Ledersofas, ein Lounge-Chair aus den späten 50er-Jahren und ein schwerer Ohrensessel aus dem frühen Biedermeier – dieser war Jordans Lese- und Lieblingssessel. Links davon befand sich eine Stehlampe und rechts ein etwas verlebter Beistelltisch aus Messing. Auf diesem wiederum standen ein kobaltblauer Aschenbecher aus Weimar (fast voll) sowie eine antike Whiskey-Karaffe aus Bleikristall (fast leer) mit einem dazu passenden Glas. Außerdem gab es hier einen barocken Sekretär mit dazugehörigem verschlissenen Stuhl; verschiedene Beistellische, die ebenfalls mit Büchern und kleinen Objekten beladen waren sowie ein italienischer Servierwagen aus den 60er-Jahren, der überreich mit alkoholischen Getränken ausgestattet war. Auf dem Boden lagen mehrere sehr schöne antike Teppiche, über die, und das sah man bereits viele Generationen von Professoren, Haushälterinnen und Beagles gelaufen waren – von den ominösen Astrologen ganz zu schweigen. In der hinteren linken Ecke des Raums befand sich das Bettchen des alten und stinkfaulen Beagles, der schon bei Jordans Vorgänger im Amt Dienst getan und der manchmal auf den Namen Alfred hörte. Jener benutzte das Bettchen jedoch nur, wenn er ein wirklich sehr schlechtes Gewissen hatte. Ansonsten lag er auf der Couch oder, wenn sein Herrchen ihn von dort vertrieben hatte, auf einem der für ihn so wunderbar duftenden Perserteppiche.

Die dritte Person des regelmäßigen Haushalts der Lichtberg-Villa, neben ihm und dem Hund, war seine Haushälterin: Signora Casaubon. Sie hatte sonntags frei und war eine, außer zu ihm, meist freundliche Italienerin, die ihr sechzigstes Jahr

hinter sich und das vergebliche Ziel hatte, aus ihm einen, wie sie es nannte, anständigen Menschen zu machen. Den Sonntagvormittag verbrachte Frau Casaubon, so stellte sich Jordan jedenfalls vor, klein und rundlich wie sie war und die grauen Haare zu einem Dutt hochgesteckt, ganz in Schwarz und mit einem Kopftuch bekleidet, in einer dunklen katholischen Kirche. Weihrauchschwaden würden sie umhüllen und ein Priester aus dem Levitikus – selbstverständlich in Latein – lesen. Jedenfalls kümmerte sie sich während seiner häufigen Abwesenheiten rührend um Alfred, was, wie Jordan vermutete, mit ein Grund dafür sein war, dass die von ihm verordnete Diät bei seinem Beagle keinerlei Erfolge zeitigte.

Er selbst ging übrigens sehr selten in die Kirche. Obwohl er es sich immer wieder vornahm. Dem Papier nach war er Protestant. Aber tatsächlich würde er sich lieber vom katholischen Weihrauch einräuchern, als von der huldvollen Selbstbeweihräucherung der Pfarrerin seiner Gemeinde einlullen lassen. Also vertrödelte er auch den heutigen Sonntag damit, in seiner Bibliothek weltliche Bücher zu lesen und irdischen Whiskey zu trinken, anstatt in der Kirche fromme Verse zu intonieren und am heiligen Abendmahlswein zu nippen. Nachdem er so einige Stunden amüsiert gelesen und getrunken hatte, fühlte er, wie seine Glieder anfangen taub zu werden. Er öffnete die Flügeltür und ging auf die daran anschließende große Steinterrasse. Dann streckte er sich ausgiebig und sah in den weiten Park hinein. Unzählige Tiere lebten in dessen Hecken, Bäumen und Erdlöchern. Er selbst betrat allerdings den Park höchst selten und überließ ihn den Mäusen, Eichhörnchen, Igel, Frettchen und sonstigem Getier. Er fand, dass die Tiere ein Recht auf Privatsphäre hätten. Sogar ein Dachs lebte hier – er hatte ihn ein paarmal gesehen. Ganz im Gegensatz zu dem Gärtner übrigens, den er in all den Jahren nie zu Gesicht bekommen hatte. Aber der Rasen wurde regelmäßig gemäht und die Hecken leidlich geschnitten. Für mehr interessierte er sich nicht.

Anders als sein Nachbar, der auf seinem kümmerlichen Rasen mehr schlecht als recht versuchte, englische Rosen zu züchten.

Mittlerweile war es Abend geworden und seine Augen vom vielen Lesen müde. Er würde noch seinen Hot Whiskey trinken und dann zu Bett gehen. Das war ihm, neben dem Rauchen, zur beständigsten Gewohnheit geworden, seit er in London studiert hatte. Er hatte damals ein feuchtes und zugiges Zimmer im Dachgeschoss eines heruntergekommenen Hauses in Marylebone bewohnt, das er sich gerade so hätte leisten können, wenn er vollständig auf Alkohol und Zigaretten verzichtet hätte. Was natürlich nicht infrage gekommen war. Stattdessen verzichtete er darauf, den alten Ölofen, der die einzige Wärmequelle in seinem Zimmer gewesen wäre, zu betreiben. Jeden Abend, wenn die feuchte Kälte durch das Fachwerk drang, hatte er sich mit einem Hot Whiskey in sein Bett verkrochen und, falls das Licht funktionierte, gelesen. Das war während seiner Zeit in London so ziemlich das Einzige gewesen, das ihm Wärme gespendet hatte, denn die sprichwörtliche Freundlichkeit der Engländer gegenüber einem überheblichen Deutschen war es gewiss nicht gewesen. Mit leichtem Schaudern dachte er daran zurück. Aber immerhin hatte er dort den weichen Charme von irischen Zigaretten und die Strenge des schottischen Whiskeys kennengelernt. Sein Whiskey war Cutty Sark und damit keiner dieser exzentrischen Malt-Whiskeys, die nach Meer, Torf und Möwenkacke schmeckten, sondern ein ehrlicher Blend, über den selbsternannte Kenner die Nase rümpfen. Aber einen alten Kameraden, der einem so manch trüben Abend hatte überstehen lassen, lässt man nicht fallen, wenngleich man sich mittlerweile exquisitere leisten könnte.

Viel wichtiger aber war, dass er in London auch den Lombarden Andrea Gambassi, kennengelernt hatte. Sie waren Freunde geworden – gute Freunde. Allerdings, und das hatte er recht bald gefühlt, war etwas an diesem Italiener, das ihm schwerfiel, zu greifen. Er wusste anfangs nicht einmal, wie

er es in Worte fassen konnte, und nutzte daher, um die unständliche Umschreibung in seinen Gedanken zu umgehen: unheimlich oder undurchsichtig. Und das traf es auch eigentlich ganz gut. Später gebrauchte er häufig sinister, wenn er an dieses Etwas dachte, das ab und an durch die elegante und mondäne Erscheinung von Andrea leuchtete wie das Licht einer kleinen Lampe, das hinter Vorhängen verborgen auf einen dunklen Hinterhof in Cremona fällt. Natürlich wusste er heute, was dieses Etwas war, das ihm damals so unbekannt und unheimlich vorgekommen war. Jedoch versuchte er es zu verdrängen. Was ihm immer leichter fiel, da sie sich schon länger nicht mehr gesehen hatten. Denn das, was vorgefallen war, war schwer für ihn zu akzeptieren gewesen. Trotz allem würde er Andrea stets dankbar sein. „Wer weiß“, dachte er, „was ohne ihm aus mir geworden wäre – Jurist vielleicht oder, gottbewahre, sogar Schullehrer!“ Und er wusste, dass Andrea ihm immer und ohne zu fragen, helfen würde – egal warum und bedingungslos. Er hoffte allerdings, dass es nie mehr so weit kommen würde.

Intermezzo

„Wow!“

„Mmh.“

„Bist du gekommen, Johanna?“

„Sicher.“

„Du, Johanna, ich müsste eigentlich ...“

„Lieber nicht rum. Was ist?“

„Meine Frau, du weißt ja. Ich muss jetzt ...“

„Schon gut, geh!“

„Sicher, dass das okay für dich ist?“

„Sebastian, nerv mich nicht. Geh einfach. Ich will ohnehin nochmal nachsehen, was er macht.“

Stalin

Jordan nahm seine gewöhnliche Arbeitsstellung ein: rauchend, die Füße auf dem Schreibtisch mit viel Geschick den Laptop auf seinen Oberschenkeln balancierend. Er wollte noch etwas an dem Manuskript der Rede arbeiten, mit der er auf dem bevorstehenden Kongress seine Kollegen zu beglücken gedachte. Doch wurden seine Bemühungen durch ein kräftiges Klopfen an der Tür jäh beendet. Genervt drückte er die Zigarette in den Aschenbecher, legte ein Buch mit dem Titel *Das Foucaultsche Pendel* darauf und verwedelte lustlos den Qualm in der Luft. Schließlich rief er in einem Ton, der sein tiefstes Missfallen über die ungebührliche Störung ausdrücken sollte: „Wenn es sein muss ... herein.“ Kurz darauf erschien im Türspalt der mit langen und fettigen Haaren reich behängte Kopf seines Studenten Julian Peuckert.

„Herr Jordan ...“, begann dieser.

„Herr Professor Jordan, wenn ich bitten darf!“, unterbrach der ihn direkt.

„Herr Professor Jordan, ich habe Ihnen am Wochenende, wie gewünscht, Zugang zu MERLIN eingerichtet. Wollte Ihnen eigentlich einen Zettel schreiben und hinlegen, hab's dann vergessen.“ Peuckert hörte auf zu reden und stand erwartungsfroh in der Tür. Er sah den dünnen und, was Schönheit und Ebenmaß betraf, nicht gerade begünstigten jungen Mann still an. Beide schwiegen einige Sekunden. Schließlich machte Jordan mit den Händen eine weit ausholende Bewegung und sagte langgezogen: „Und?“ Peuckert lächelte: „Und was?“

„Student Peuckert“, seufzte er „was hätte auf dem Zettel gestanden, wenn Sie ihn tatsächlich geschrieben und mir hingelegt hätten?“

„Ach so ja. Hat alles funktioniert. Sie müssen sich mit ihrer Antiquität da ...“, er zeigte mit sichtlicher Verachtung auf Jordans alten Computer, „... ab heute bei MERLIN mit ihrem Account anmelden. Sonst geht nix mehr. Ihr Account-Name ist wie immer großes T, kleines h, Unterstrich, großes J, kleines ordan.“ Die Verachtung in Peuckerts Gesicht wich einem breiten Grinsen und er deutete auf den Schreibtisch: „Übrigens Herr Professor, unter ihrem Buch qualmt es.“ Jordan hob das Buch vom Aschenbecher und wedelte damit wild in der Luft herum, während Peuckert fortfuhr: „Wie auch immer, das Passwort wird Ihnen gefallen, es ist Lorbasso815, mit Doppels. Eszett geht nicht.“

„Lorbass schreibt man auch mit Doppels, Peuckert.“

„Aber Sie bestehen doch immer darauf ...“

„Na und. Ich kann es mir auch leisten. Sie hingegen nicht!“

„Wie Sie meinen. Also: o815, weil Zahlen drin sein müssen.“ Peuckert lächelte: „Übrigens dürfte ich das Passwort gar nicht wissen. Ist ein schwerer Regelverstoß.“

„Schwerer, als dass Sie sich bei diesem Ding – diesem MERLIN – als mich ausgegeben haben?“, fragte er hustend und legte das Buch wieder zurück auf den Aschenbecher. Peuckert stammelte ein paarmal, bevor er fortfuhr: „Jedenfalls, wenn Sie sich einloggen, dann scannt MERLIN alle Dokumente und E-Mails auf ihrem Computer und lädt alles, was irgendwie mit ihrem Job zu tun hat, auf den Uni-Server. Alles wird katalogisiert, kategorisiert und ...“

„Technisches Geschwätz! Interessiert mich nicht!“, fuhr Jordan ihn an, da dies alles in ihm die Art von Übelkeit hervorrief, die jeder ernsthafte Kulturpessimist kennt, der sich der Gegenwart ausgesetzt sieht. Peuckert schien es zu gefallen und er fuhr fröhlich fort: „Das gilt natürlich ebenso für das, was Sie zukünftig so alles treiben. Alles wird mit MERLIN synchronisiert. Geht ganz automatisch!“ Dabei sprach er „automatisch“ extra langsam aus, damit sein Professor

diese ungeheure Tatsache auch richtig würdigen konnte. Anschließend beugte er seinen, im Vergleich zu den Beinen, viel zu kurzen Oberkörper nach vorn und machte mit Daumen und Zeigefinger eine Geste, die an ein O erinnerte. Jordan schüttelte resignierend den Kopf und sah auf seinen Laptop, der mittlerweile unter größter Anstrengung hochgefahren war. Auf dem Monitor stand in riesigen und erschreckenden Buchstaben:

*WILLKOMMEN BEI MERLIN!
Ein System der TH Darmstadt
Bitte melden Sie sich an.*

Er gab widerwillig den Namen und das Passwort ein und erhielt kurz darauf die in seinen Augen sehr betrübliche Mitteilung:

*Sie sind angemeldet als:
Thomas Jordan – Dateien werden gescannt.
Bitte warten Sie ...*

„Pfui Teufel! So eine vermaledeite ...“, schrie Jordan und riss in einer blitzschnellen Bewegung eine kleine Stalin Büste, die mittig auf seinem Schreibtisch stand, an sich, sah ihr böse in die Augen, als sei sie allein für das alles verantwortlich und warf sie schließlich in einem Bogen um Peuckert herum gegen die Wand. Jordan gab einen zufriedenen Grunzlaut von sich, nahm einen neuen Stalin aus der Schublade und stellte ihn auf den Schreibtisch. „Habe mir ein gerüttelt Maß von denen aus Gori mitgebracht. Nichts erfrischt einen mittelalten Herrn mehr, als einen Stalin durch die Gegend zu feuern! Nun, ist denn sonst noch etwas, Peuckert?“

„Äh...nein.“

„Nun, dann dürfen Sie gehen.“

Peuckert war schon fast aus der Tür, als Jordan ihn nochmal zurückrief. „Ach ja ... mmh ...vielen Dank“, sagte er und wedelte, bevor sein Student darauf etwas antworten konnte, mit dem Handrücken als Zeichen, dass das nun wirklich genug gewesen sei.

Nachdem sein Student gegangen war, überlegte Jordan, ob er den Schlüssel für den Keller wieder von ihm zurückfordern müsse. Aber er dachte nicht lange darüber nach. Denn er bemerkte, wie sich ein flaes Gefühl in seinem Magen breitzumachen begann. „Ach, eben!“, rief er. „Heute ist ja Schnitzel-Montag.“

Diejenigen, die Jordan nicht oder nur flüchtig kannten, was fast alle waren, dachten vermutlich aufgrund seiner Attitüde, dass er ein Gourmet sei und zum Frühstück seine Wachteleier auf Elchkäse mit Kopi Luwak herunterspülen würde. Weit gefehlt. Er mochte Schnitzel, Pommes und Burger und war einer Pizza ganz und gar nicht abgeneigt. Einmal hatte er in einem Restaurant, dessen Speisekarte er kopfschüttelnd studiert hatte, sarkastisch einen in seiner eigenen Mütze gesottenen Schlumpf bestellt. Die wirklich sehr nette Bedienung, eine Soziologie-Studentin vermutete er, war daraufhin tatsächlich in die Küche gegangen, um eigens nachzufragen. Er hatte das Restaurant indessen verlassen.

Jedenfalls versuchte er, so selten als möglich in die Mensa zu gehen. Das selbstgefällige Gequassel über Exzellenz, Cluster, die DFG und die Veröffentlichungen von Fachartikeln im Wochentakt regten ihn zu sehr auf und verdarben ihm den Appetit – der allerdings, angesichts der dort meist angebotenen Veggie-was-auch-immer-Pampe, ohnehin äußerst gering war. Explizit ausgenommen davon waren der Schnitzel-Montag und der Burger-Donnerstag.

Mit Pommes und Schnitzel an Geist und Körper gestärkt, klopfte er einmal lässig an die Tür zum Vorzimmer von De-

kan Fricke und trat fast zeitgleich ein. Er wurde von den beiden dort anwesenden Frauen begrüßt. Einmal mit: „Oh, Hallo“, und das andere Mal mit: „Oje! Das Hallo hatte er von Frau Beizer bekommen, die seit ungefähr einem Jahr an der TH war und ihm den Tipp bezüglich MERLIN gegeben hatte. Sie hatte in Leipzig ihren Abschluss in Wirtschaftspädagogik gemacht und nach nur wenigen Dutzend Bewerbungen die Zusage für die Stelle in Darmstadt erhalten. Ihr um einige Jahre älterer Freund, der damals ebenfalls in Leipzig eingeschrieben war, war ihr umstandslos ins ferne Hessen gefolgt, und so arbeitete sie jetzt an der Universität, an der ihr Freund im ungezählten Semester irgendwas ominöses studierte.

Er mochte Christina Beizer und das nicht allein deshalb, weil sie ihm den Tipp gegeben hatte. Eigentlich hätte er sich sogar verbieten müssen, sie zu mögen. Denn sie war mit jeder Faser ihrer bunten Blusen das, was er einen Hippie nannte. Sie fuhr mit einem uralten, Öl verlierenden VW-Bus durch die abgelegensten Landschaften des Balkans. Machte etwas, das er nie verstand und sich Couch-Surfen nannte, und wahrscheinlich trug sie in ihrer Freizeit Kröten über die Straße. Denn in seiner Vorstellung war es genau das, was Hippies den lieben langen Tag so trieben. Außerdem fand sie jeden nett und spannend und sah alles differenziert. Sie hatte für jeden ein höfliches Wort übrig, lächelte stets freundlich und aufrichtig und behandelte alle, egal wie arrogant oder selbstherrlich sie waren, mit der gleichen ehrlichen Aufmerksamkeit. Und selbstherrliche und arrogante Professoren oder solche, die auf dem besten Wege dorthin waren, gab es hier reichlich. Er musste sich eingestehen, dass er, zumindest von außen betrachtet, ebenso zu dieser großen Gruppe gezählt werden würde.

Die meisten neuen Mitarbeiter der Universität, besonders wenn sie nahe an Dekan Fricke waren, merkten sofort, dass Jordan so etwas wie ein Paria war. Sie stimmten dann, selbst wenn sie ihn kaum kannten, schnell in den Chor derjenigen

ein, die über ihn spotteten und irgendwelche erfundenen, halb wahren oder schlimmer, wahren Geschichten über seine Arbeit erzählten. Ein beliebter Klassiker war die Frage, mit wem er, Jordan, heute essen ginge, um nach einer Kunstpause ironisch nach einem beliebten Wesen aus der Mythologie zu fragen. All das tat Christina Beizer nicht. Sogar ihm gegenüber war sie die Freundlichkeit in Person.

Außerdem gab es im Vorzimmer noch Frau Waller – jene, von der er das *Oje!* bekommen hatte. Sie war Paules Sekretärin und das genaue Gegenteil von Frau Beizer. Sie war kein Hippie, ständig schlecht gelaunt, unhöflich – besonders ihm gegenüber – und hasste ihn aufrichtig und von ganzem Herzen. Während er sich jetzt zu ihr umdrehte, verbeugte er sich nicht, sondern fragte kalt: „Was begehrt Paule von mir?“ Frau Waller hob kurz die Augen, sagte: „Für Sie immer noch Herr Dekan Fricke“, und tippte dann weiter auf ihrer Tastatur herum, als sei er ein Junior-Professor oder gar Student. „Na gut“, murmelte er, zuckte mit den Achseln und ging schnurstracks an ihrem Schreibtisch vorbei und auf die Tür des Dekans zu. Er wollte sie öffnen, als Frau Waller mit ihrer unverkennbar hohen Stimme: „Sie können da nicht so einfach reingehen!“, schrie. „Weit gefehlt!“, antwortete er und öffnete die Tür.

Paule hatte seinen Kopf auf beide Hände gestützt und traurig über einem dicken Aktenordner gebrütet, als sein Untergebener mir nichts, dir nichts sein Büro betreten hatte. Er schreckte daraufhin hoch und war für kurze Zeit sichtbar erstaunt, seine Nemesis leibhaftig vor sich stehen zu sehen. Er wollte etwas sagen, schien sich aber zu besinnen, riss mit einem Ruck den Ordner an sich und presste ihn an seine Brust, so als hätte er Angst, dass Jordan ihm diesen entreißen und damit auf Nimmerwiedersehen davonlaufen würde. Jordan erkannte noch, was auf dem Aktenrücken in fetten roten Buchstaben stand: Gespenster-Professor – Dann setzte er sich unaufgefordert, schlug die Beine übereinander, lächelte sei-

nen Dekan an und fragte: „Was gibt’s?“ Paule seufzte, stellte die Akte in sichere Entfernung hinter sich und schob Jordan ein Blatt Papier zu. Dieser begann laut zu lesen: „Beschluss zur weiteren Digitalisierung der Forschung und Lehre im Rahmen der gesamtuniversitären Anstrengungen zur Zukunftssicherung der Wettbewerbsfähigkeit ...“ Er war bereits durch den Titel so gelangweilt, dass er diesen nicht zu Ende lesen konnte und stattdessen gequält stöhnte. Paule machte ein triumphierendes Gesicht, lehnte sich etwas in seinem Schreibtischstuhl zurück, faltete die Hände über seinem vom vielen Joggen ausgezehrten Leib und begann: „Jordan, ich hatte Sie mehrmals aufgefordert, alle Unterlagen, insbesondere die Transkriptionen der Vorlesungen sowie aller weiteren Dokumente, die Sie im Rahmen ihrer Tätigkeit für ... hier ... die Sie angefertigt ... und in Zukunft anfertigen werden, unverzüglich in MERLIN einzustellen.“ Er sprach das Wort Tätigkeit ganz vorne, vor den Schneidezähnen an seinen gespitzten Lippen aus. So als hätte er Angst, es im Zusammenhang mit Jordan zu tief in den Mund zu bekommen. Paule grinste erleichtert, da er froh war, seinen vorher oft geübten Satz fast unfallfrei herausgebracht zu haben, und fuhr fort: „Leider musste ich feststellen, dass Sie meiner Aufforderung, nein, dass Sie trotz meiner mehrmaligen und nachdrücklichen Aufforderungen dem bisher nicht nachgekommen sind!“ Anschließend lehnte er sich entspannt zurück und gab einen zufriedenen Grunzlaut von sich.

„Lieber Herr Fricke“, begann Jordan mit einem traurigen Blick, „wie Sie wissen, bin ich ein großer Freund der Digitalisierung und unterstütze selbstverständlich und ausnahmslos alle Anstrengungen der Universität dahingehend. Allein, das Hochladen der Dokumente ...“, er seufzte theatralisch, „... wissen Sie, ich habe nichts unversucht gelassen. Keine Mühen gescheut ...“ In der kurzen Pause, die er ließ, beobachtete er Paule. Dieser blickte aus seinen kleinen Augen, als

wäre er kurz davor, den Fall seines Lebens zu lösen. Innerlich grinste Jordan breit, ließ sich jedoch nichts anmerken und fuhr umso förmlicher fort: „Daher beglückt es mich außerordentlich, Ihnen mitteilen zu können, dass es mir Ehre und Freude war, ihre Anordnung vollumfänglich auszuführen. Alles ist den Vorschriften gemäß in MERLIN eingestellt.“ Paule machte ein Gesicht, als hätte man ihm einen lebendigen Frosch in die Hose gesteckt, fuhr hoch und schrie entsetzt auf: „Warum das?“ Dann ließ er sich wieder zurück in seinen Stuhl fallen und stammelte: „Aber wieso? Hab ... nachgesehen ... am Freitag ... da war ... nichts ... nichts!“ Jordan antwortete mit einem Schulterzucken und sagte mit gespielter Ernst: „Falls ich Ihnen beim Auffinden behilflich sein soll ...“ Der Dekan sank in sich zusammen, ließ die Schultern hängen und stammelte: „Äh, nein, danke, Sie können gehen!“ Jordan stand ruckartig auf und ging mit einem triumphierenden Lächeln zur Tür. Dann drehte er sich um und sagte, so beiläufig es ihm möglich war: „Übrigens, Sie haben es ja gesehen: Unten an die Wand hat irgendjemand einen entsetzlich dummen Spruch gesprayt. Sie sollten ihn entfernen lassen. Ich finde, das macht keinen guten Eindruck und ist der Würde unseres wunderschönen Instituts nicht angemessen“, wobei er *unseres* besonders betonte. Paule sah ihn verwirrt an und schüttelte traurig den Kopf. Jordan glaubte, sogar Tränen in seinen Augen zu sehen. Dann schloss er die Tür hinter sich und wandte sich Christina Beizer zu. Er lächelte sie an und sagte: „Unmöglich diese Schmierereien! Ach und übrigens: Vielen Dank.“ Er war jetzt in solch guter Stimmung, dass er ihr als einziger auf dem Campus und gegen seine Gewohnheit das Du anbot und danach das Vorzimmer mit einer leicht schräg gepfiffenen Version von „See the conquering hero comes“ verließ. Nachdem er gegangen war, fragte Frau Waller ihre Kollegin: „Was hat dieser Zausel gemeint mit: Vielen Dank? Danke für was?“

„Keine Ahnung“, antwortete Christina Beizer lächelnd.
„Hach, dann hab’ ich das wieder umsonst getippt!“, seufzte
Frau Waller traurig, zerknüllte ein mit Kündigung überschrie-
benes Blatt Papier und warf es in den Mülleimer.

Leseprobe



Ende der Leseprobe

Leseprobe

Leseprobe